

Kirchliche Umstrukturierungen nach dem Ersten Weltkrieg in Mittel- und Osteuropa

55. Arbeitstagung des Instituts für Kirchen- und Kulturgeschichte der Deutschen in Ostmittel- und Südosteuropa

Die Erinnerung an das Ende des Ersten Weltkriegs vor 100 Jahren nahm das Institut für Kirchen- und Kulturgeschichte der Deutschen in Ostmittel- und Südosteuropa e.V. (IKKDOS) zum Anlass, die diesjährige, inzwischen 55. Arbeitstagung in diesen Kontext zu stellen. „Neuordnung der Staaten – Neuordnung der Seelsorge. Staat und katholische Kirche in Ostmitteleuropa nach dem Ersten Weltkrieg: Deutsches Reich – Polen – Tschechoslowakei“ lautete das Thema der Tagung. Über 40 Teilnehmer – Referenten und Interessenten – wohnten vom 30. Juli bis 2. August im Dominikanerkloster Leipzig der an Vorträgen dichten Veranstaltung bei.

Zu Beginn hieß der 1. Vorsitzende Prof. Dr. Rainer Bendel die Teilnehmer willkommen und dankte Privatdozent Dr. Michael Hirschfeld für die Vorbereitung der Tagung. Für die Katholische Akademie des Bistums Dresden-Meißen, Kooperationspartner der Veranstaltung, sprach Jonas Lietz ein Grußwort.

Auf die mehrfache Zäsur – zeitlich, räumlich, inhaltlich – durch das Jahr 1918 verwies in seiner Einführung Michael Hirschfeld. Er verdeutlichte, dass die Fragestellung bisher nicht oder nur wenig bearbeitet worden sei. Kulturgeschichtliche Zugänge aus der Literatur- und Kunstgeschichte hätten, so Hirschfeld, im letzten Jahrzehnt zugenommen – u.a. durch das Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa in Oldenburg. Aber auch das IKKDOS habe sich mit Teilaspekten befasst. Wichtig sei aber, Facetten wie Nationalismus, Selbstbestimmungsrecht der Völker oder regionale Mentalitäten und deren Folgen für spirituelle Angebote bzw. seelsorgliche Konzepte zu berücksichtigen.

Mit den Erfahrungen und Aktivitäten des kirchlichen Diplomaten Achille Ratti (der spätere Papst Pius XI.), der am 25. April 1918 zum Apostolischen Visitator für Polen und „die angrenzenden Gebiete“ ernannt worden war, startete die Doktorandin Verena Bull den Vortragsreigen. Die Wissenschaftlerin erläuterte, dass Ratti damals 61 Jahre alt und ohne diplomatische Ausbildung war. Allein seine Sprachkenntnisse und Vernetzung im Bereich der internationalen Forschung hätten den Ausschlag gegeben. Bereits im Laufe des Ersten Weltkriegs habe der Vatikan geplant, die Staaten Europas verstärkt in den Blick zu nehmen – mit besonderem Interesse für neu entstehende Staaten. Dabei habe Polen mit seiner bedeutenden Rolle des katholischen Glaubens eine besondere Rolle gespielt. Die Vorgabe für Ratti sei gewesen, so Bull, „kirchliche Strukturen aufzubauen, sich aber nicht in politische Dinge einzumischen – Politik und Religion zu trennen“. Von 1918 bis 1920 erhielt Ratti weitere Titel und Tätigkeiten (u.a. Nuntius in Warschau, Päpstlicher Kommissar für die Abstimmungsgebiete Oberschlesien, Ost- und Westpreußen). Im Spannungsfeld zwischen den Kriegsfolgen, diverser politischer Strömungen und Ressentiments unterschiedlicher Nationalitäten gelang es Ratti nicht, so die Referentin, politikfrei zu agieren. „In der Oberschlesienfrage kam es zum Streit zwischen ihm und Kardinal Adolf Bertram und schließlich zur Abberufung“ am 19. Mai 1921. In seiner späteren Funktion als Papst Pius XI. (ab 6. Februar 1922) habe dies zur Folge gehabt, dass er danach viele Konkordate mit bereits bestehenden und neuen Staaten abschloss, um die Eigenständigkeit und Freiheit der katholischen Kirche abzusichern. Auch sei Pius' Grundhaltung von Antikommunismus und dem Friedensgedanken geprägt gewesen. Wichtig sei für Ratti/Pius XI. auch gewesen, dass die Menschen – zumal die Christen – lernen mussten, nicht zwischen die Fronten zu geraten.

Über die „Organisation und Seelsorge im Bistum Ermland nach dem Ersten Weltkrieg“ referierte Prof. Dr. Andrzej Kopieczko aus Allenstein. Durch die Schlacht bei Tannenberg gleich 1914 sei die Diözese Ermland durch 35 zerstörte Städte und 900 Dörfer stark in Mitleidenschaft gezogen worden. „Viele Priester wurden eingezogen, ein Priester sogar ermordet“, konkretisierte Kopieczko. Mit 174 Pfarreien, 17 Dekanaten, 321.000 Gläubigen und 340 Diözesanpriester, darunter aber auch viele nicht direkt in der Seelsorge aktive, charakterisierte er die Lage der diasporal geprägten Diözese nach dem Ersten Weltkrieg. Kurz ging Kopieczko auf den seit 1909 wirkenden Bischof Augustinus Bludau und dessen ab 1930 amtierenden Nachfolger Maximilian Kaller ein. Im Jahr 1922 wurde der größte Teil des Dekanats Pomesanien aus der Diözese Kulm angegliedert, andere Dekanate (18 Pfarreien) dagegen in die Diözese Danzig ausgegliedert - vier Jahre später auch das Memelland für 13 Jahre. Der Referent sprach von den „größten territorialen Änderungen im Dekanatsnetz seit der Gründung der Diözese“. Andererseits gab es auch positive Folgen. „Das Netzwerk der Seelsorge wurde erweitert“, erläuterte Kopieczko und verwies auf 36 Pfarrei-Neugründungen, einen Zuwachs von 174 auf 192 Pfarreien und eine Zunahme der Gläubigen von 320.000 auf 390.000 zwischen 1919 und 1941. Für diese gab es ein reiches liturgisch-pastorales Angebot – an Sonntagen bis zu fünf Gottesdienste (auch in den diversen Sprachen), Andachten, Ewige Anbetung (neu), Wallfahrten, Missionen und Exerziten. Ferner nannte der Referent die Vertiefung des Religionsunterrichts, die Veröffentlichung neuer Katechismen bzw. der „Kleinen Schulbibel“, die Gründung vieler Einrichtungen (Kindergärten, Mädchenbildungsanstalt), Vereine und Verbände (Caritas, Katholische Aktion) sowie einer Bischöflichen Arbeitsstelle mit 15 Aufgabengebieten.

Über die „Katholische Kirche im abgetrennten Ostpreußen. Kontinuität und Wandel in Pastoral und Politik“ informierte Dr. Hans-Jürgen Karp, stellvertretender Vorsitzender des Historischen Vereins für Ermland. Zunächst zeigte er unterschiedliche Beurteilungen zu dem von 1909 bis 1930 amtierenden Bischof Augustin Bludau auf und warf einen Blick auf den damaligen Regens des Priesterseminars Eugen Brachvogel, der sich für eine gute Ausbildung des Klerus und für die Jugendbewegung einsetzte. „Als Subregens hatte Brachvogel Verbindungen zu Quickborn und zur katholischen Jugendbewegung. Mit ihm war die Neuzeit ins Ermland eingezogen“, so Karp. Weiter ging er auf die Akademie ein, deren theologische Fakultät an die Universität Königsberg verlegt werden sollte, was aber nicht geschah. Karp wies auf die Bedeutung der Akademie für die politische und gesellschaftliche Entwicklung in den Nachkriegsjahren hin und beschrieb den damaligen sozialen bzw. politischen Katholizismus (Arbeitervereine, christliche Gewerkschaften). „Die Ermländer wehrten sich, ihr Sonderbewusstsein zu verlieren. Und der Bischof hat das Bestreben zu modernen Veränderungen unterstützt und gefördert und damit auch die Einheit der Ermländer und die Geschlossenheit der Katholiken“, fasste Karp zusammen.

Dem Thema „Posen und Westpreußen im Umbruch. Staat und Kirche 1918-1926“ widmete sich der am Herder-Institut Marburg tätige wissenschaftliche Mitarbeiter Eligiusz Janus. Er beleuchtete zunächst die Entwicklungen in der Diözese Kulm, wo unter Bischof Augustinus Rosentreter die Anzahl deutscher Priester bis 1926 um mehr als die Hälfte zurückging, die Diözesan- und Staatsgrenzen zunehmend angeglichen und einige Gebiete des Bistums nach Danzig bzw. in andere Bistümer transferiert wurden. Für das Erzbistum Posen konstatierte Janus eine Verdrängung der deutschen Kleriker (1920 nur noch vier Deutsche im Domkapitel) und einen Vorrang des polnischen Klerus. Sehr aktiv in diesem Kontext sei der „Verband zum Schutz der Westmarken“ gewesen, der die Entlassung der bisher noch verbliebenen deutschen Domherren und Kanoniker erreichte. Der Plan zur Errichtung einer Apostolischen Nuntiatur scheiterte am Widerstand Westpreußens. Es vollzog sich eine Zurückdrängung deutscher Aspekte. Eine Reaktion war die Gründung

des Verbands deutscher Katholiken in Polen, um einer Polonisierung des Katholizismus vorzubeugen. Ein ähnlicher Verband als Interessenvertretung der betroffenen Gemeinden sei auch in Gnesen, so der Vortragende, aktiv gewesen.

Einen weiteren Mosaikstein stellte der an der Universität Vechta lehrende Privatdozent Dr. Michael Hirschfeld vor. „Katholische Kirche an der Peripherie Schlesiens: Die Katholiken der Generalvikariate Glatz und Katscher (Branitz) zwischen kirchlichem Selbstbewusstsein und Nationalismus“ lautete sein Thema. Glatz, bislang eine Exklave des Erzbistums Prag, bangte 1918 zwischen den Optionen Verbleib bei Prag oder Anschluss an Breslau. Mit 60 Kirchengemeinden, 92 Welt- und 22 Ordenspriester sowie 160.000 Katholiken war Glatz, so Hirschfeld, „eine stark katholisch geprägte Region mit wechselnder Diözesanzugehörigkeit“. Hirschfeld sprach in diesem Zusammenhang von einem mit Selbstbewusstsein und nationalen Aspekten geprägten „Grenzlandkatholizismus“. Er ging kurz auf die Lage und die historische Entwicklung der Grafschaft Glatz ein und stellte für das Jahr 1918 „Unzufriedenheit und Verdrossenheit“ wegen der Entwicklungen in der neu gegründeten Tschechoslowakei fest. Bereits seit 1917 forderte der Glatzer Klerus den künftigen Status ein, im August 1920 wurde es vom neuen Prager Erzbischof František Kordač zum Generalvikariat erhoben. Den gleichen Rang erhielt 1924 die Region Katscher (Branitz) – Landkreis Leobschütz (43 Pfarreien im Jahr 1920). Auch durch das Zusammenwirken von Staat und Kirche seien diese „harmonisch verlaufenden Erhebungen zu Generalvikariaten mit Sitz und Stimme in der Fuldaer Bischofskonferenz“ ermöglicht worden, so Hirschfeld abschließend.

Einen interessanten Teilaspekt beleuchtete die an der Volkshochschule Bonn tätige Dr. Inge Steinsträßer mit ihrem Vortrag zum Thema „Von Emaus nach Grüssau. Neubeginn der Emautiner Benediktiner aus Prag in Schlesien 1919“. Sie ging kurz auf die Historie dieser 1347 von Kaiser Karl IV. gegründeten Abtei ein und verwies auf die Bedeutung als „wichtiges monastisches Zentrum in Prag“ und auch im Kaiserreich Österreich-Ungarn. Die Großstadtseelsorge, der Religionsunterricht an deutschen und tschechischen Schulen, die Studentenseelsorge und die Sozialarbeit (Arbeiter, deutsche Minderheit) waren die zentralen Tätigkeitsfelder der Mönche. Ebenso skizzierte Steinsträßer die Beuroner Kongregation mit ihrem Schwerpunkt der liturgischen bzw. gottesdienstlichen Bewegung. Die Referentin beschrieb die Situation 1918/19 im Prager Emauskloster unter dem national gesinnten Abt Alban Schachleiter, der die entstehenden Spannungen nicht ausgleichen konnte. „Die Abtei stand zwischen der auseinanderbrechenden Monarchie und der tschechischen Unabhängigkeit“, schilderte die Vortragende. So wurde die Abtei zur Zielscheibe des Angriffs, Schachleiter wurde gefangengenommen, und die deutschen Mitglieder der Abtei entschieden sich zum Weggang nach Grüssau in Niederschlesien. Die Geschichte dieses Klosters, das neu belebt werden sollte, erläuterte Steinsträßer. „Die Mönche aus Emaus kamen einzeln oder in kleinen Gruppen, anfangs wurde ihnen nur ein kleiner Teil des Konventsgebäudes zugewiesen. Am 2. Juli 1919 erfolgte erstmals das gemeinsame Chorgebet“, schilderte die Referentin. Im Fokus der Anfangszeit stand vor allem das Bemühen um eine tragfähige wirtschaftliche Basis, der Konvent verpflichtete sich zum Bau einer neuen Schule, da im Kloster bisher auch Klassenräume und Lehrerwohnungen untergebracht waren. Der Grüssauer Konvent vergrößerte sich, so dass es zur endgültigen Trennung von Emaus in Prag und am 10. August 1924 zur Wahl des neuen Abtes Albert Schmitt kam. „Er stellte sich der schwierigen Aufgabe, den Konvent zu stabilisieren und die wirtschaftliche Existenz zu festigen“, führte Steinsträßer aus. Kontakte zur Kurie in Breslau und zu den Pfarreien wurden aufgenommen. Ein wichtiger Aspekt war 1926 die Vererbung des Verlages von Dr. Stanislaus Stephan an die Grüssauer Mönche und damit eines großen Literaturangebots

zur liturgischen Erneuerung, v.a. Chormusik. „Es war bis zur Beschlagnahme des Konvents 1940 eine Erfolgsgeschichte. Der Name des Klosters war in ganz Schlesien bekannt“, fasste die Referentin zusammen. Eine weitere, interessante Facette brachte der Pädagoge Dr. Meinulf Barbers mit seinem Vortrag „Friedensbemühungen im Quickborn nach dem Ersten Weltkrieg“ in die Tagung. Er stellte die ab 1909 in verschiedenen Orten Deutschlands entstehende Jugendbewegung vor, die sich besonders für Frieden und Versöhnung (auch zwischen den Konfessionen), einfaches Leben, Wahrhaftigkeit, Bewahrung der Schöpfung sowie Abstinenz von Alkohol und Nikotin einsetzte. Darüber hinaus würdigte er die vor allem in Schlesien wirkenden Priester Bernhard Strehler, Klemens Neumann und Hermann Hoffmann, zumal diese auch nach dem Ersten Weltkrieg maßgeblich am Kauf und Ausbau von Burg Rothenfels am Main, an den ersten Deutschen Quickborntagen sowie an vielen weiteren nationalen und internationalen Veranstaltungen beteiligt waren. Darüber hinaus verwies Barbers auf die Bezüge Romano Guardinis zur Quickborn-Bewegung, schilderte die Aktivitäten in den 1920er Jahren, erläuterte die in dieser Zeit erarbeiteten Inhalte und Ziele und richtete den Blick auf weitere Persönlichkeiten, die zum Teil später von den Nationalsozialisten hingerichtet wurden.

Eine Bistumsneugründung nach dem Ersten Weltkrieg war die Diözese Kattowitz im Jahr 1925. Diese erfolgte aufgrund der kirchlichen Entwicklungen nach der Abtretung Ostoberschlesiens vom Deutschen Reich an Polen im Jahr 1922. Die deutschsprachigen katholischen Oberschlesier wurden damit zur Minderheit im Diözesangebiet. Dort aber waren „Leuchttürme der deutschen Seelsorge“ aktiv, wie es Dr. Maik Schmerbauch, tätig im Archivdienst des Bundes in Berlin, ausdrückte. In seinem Vortrag „Die Seelsorge für die deutschen Katholiken im polnischen Bistum Kattowitz durch Bischöfe und Priester 1922-1939“ präsentierte er mehrere Kleriker, die in jenen mit diversen Schwierigkeiten und Problemen (schlechte Wirtschaft, aufkommende NS-Propaganda usw.) behafteten Jahren dennoch Aktivitäten und Fakten schufen, die eine positive Seelsorgesituation schufen. Neben dem deutschsprachigen Diözesanblatt „Sonntagsbote“ war dies das im Januar 1932 eingerichtete Jugendsekretariat mit dem Diözesanjugendsekretär an der Spitze. Auch der Bistumsspitze lag am „Wohlergehen der deutschen Organisationen“ und am Ausgleich der Nationalitäten. In ethnischen Schmelztiegeln mit Polen, Tschechen und Deutschen gab es, so Schmerbauch, Gottesdienste in allen drei Sprachen. Zur Praxis gehörte es, politische und nationale Fragen aus der Kirche herauszuhalten. Die Seelsorge und pastorale Arbeit bot auch Wallfahrten, religiöse Bildungsarbeit (aktuelle politische und soziale Fragen, Auseinandersetzung mit der NS-Ideologie) und – als wichtige Stütze der Seelsorge – viele Gruppen und Verbände, unter anderem den Verband der deutschen Jungmänner oder den Katholischen Deutschen Frauenbund. Die Ereignisse ab September 1939 (Beginn des Zweiten Weltkriegs) veränderten die Situation grundlegend.

Den Blick auf eine andere Situation und Region richtete der in Laibach tätige Ordinarius für europäische Geschichte, Prof. Dr. France Martin Dolinar. „Die slowenischen Katholiken und ihre Diözesanstruktur in der Gründungsphase Jugoslawiens“ lautete sein Thema. Ausgehend von den Friedensverträgen und Volksabstimmungen nach Ende des Ersten Weltkriegs bzw. später zeichnete Dolinar ein höchst differenziertes Bild Sloweniens: Frage des Selbstbestimmungsrechtes, Verhältnis zu Österreich und Italien, Status im neuen föderativen Staat Jugoslawien innerhalb der verschiedenen Nationen und Volksgruppen. Dazu die Positionen der meinungsbildenden Parteien, die neuen Aufteilungen der kirchlichen Provinzen und die sechs Religionen im neuen Staat mit dem Katholizismus als Mehrheitsreligion zwar in Slowenien – nicht aber im Gesamtstaat. Bereits bei der ersten Bischofskonferenz (27. bis 29. November 1918) „ermunterten

die Bischöfe die Gläubigen, die staatlichen und kirchlichen Obrigkeiten zu achten. Sie machten auf antikirchliche und antireligiöse Propaganda und die Multinationalität aufmerksam. Eine Loyalitätserklärung richteten sie an Papst Benedikt XV., nicht an den serbischen König“, führte Dolinar aus. Durch die neuen Grenzen verlor Slowenien ein Drittel seines Gebietes, wovon auch die Bistümer betroffen waren. Starker Druck kam von italienisch-nationalen Kreisen bzw. Behörden. Eine andere Problematik war die Religionsvielfalt im neuen Staat mit Dominanz der serbisch-orthodoxen Kirche. Dies betraf auch die Mitsprache des neuen Königs bei der Ernennung von Bischöfen. Und ab 1929 galt in Schul- und Erziehungsfragen der Vorrang der serbischen Nation, was sich auch auf die Gründung etwa von Privatschulen der Kirchen und Orden ausgewirkt hat, so Dolinar. Erst 1937 wurde dann das zwei Jahre zuvor unterzeichnete Konkordat vom jugoslawischen Parlament ratifiziert.

Vorgelesen wurde das Referat des kurzfristig verhinderten, aus Pressburg stammenden Professors Dr. Roman Holec zum Thema „Die Slowakei in der Gründungsphase der Tschechoslowakischen Republik“. Die Haltung der katholischen Slowaken zum neuen Staat beschrieb er wie folgt: „Die Katholiken nahmen zwar den neuen Staat und die neuen Verhältnisse positiv wahr, aber einem Zusammenleben mit der säkularisierten, durch starke gegenkatholische Tendenzen gekennzeichneten tschechischen Gesellschaft sahen sie mit Bedenken entgegen.“ Antikirchliche bzw. antikatholische Aktionen tschechischer Soldaten vertieften das Misstrauen. Und einen weiteren Unterschied nannte Holec. „Die tschechische säkularisierte und bürgerliche Gesellschaft stand dem westeuropäischen Modell nahe, die slowakische Gesellschaft – gekennzeichnet durch hohe Religiosität und ruralen Charakter – erfüllte hingegen eher die Kriterien osteuropäischer Verhaltensmuster. Das hohe Maß an Religiosität und die überwiegend konservativen Einstellungen standen im krassen Kontrast zur offenen tschechischen Gesellschaft, die in die Slowakei neue Phänomene brachte“. Für die katholische Kirche bedeutete der neue Staat auch das Ende der Verknüpfung von Thron und Altar. In der Slowakei bildeten die Priester einen wichtigen Bestandteil der führenden nationalpolitischen Eliten aufgrund ihrer Bildung, ihrer relativen ökonomischen Unabhängigkeit, der Verbindung zum einfachen Volk und der moralischen Autorität. Die Priester wurden Bestandteil der slowakischen nationalpolitischen Bewegung, sie waren aktiv in Vereinen, als Verleger, Redakteure, Schriftsteller und unterstützten die anderen Schichten der modernen Gesellschaft (Banken und Industrieunternehmen). Nach der Gründung der Tschechoslowakei standen für die Priester der katholische Universalismus und das Gefühl der Bedrohung in dem neuen Staat - diesmal von bürgerlichen, Säkularisierungs-, ja atheistischen Positionen aus - im Vordergrund. Und die Säkularisierungstendenzen warfen die Frage der Trennung von Kirche und Staat auf. Es mehrten sich zudem Angriffe gegen das kirchliche Schulwesen. All das bewirkte, dass der Katholizismus in der Slowakei sich selbst in der Position der Bedrohung wahrnahm und in die Defensive geriet, aus der er sich jedoch rasch befreite. Trotz des Universalismus erlangte die katholische Kirche nach 1918 in der Slowakei einen nationalen Charakter, verlor aber parallel ihren Einfluss auf die Formierung der bürgerlichen Strukturen. Die Katholiken wurden zu Trägern der slowakischen Identität und der teilweise auch vom tschechischen Atheismus motivierten antitschechischen Gedanken.

Mit der neu gegründeten Tschechoslowakei befasste sich auch der Historiker Dr. Jaroslav Šebek. „Von Anfang an bestand eine antikatholische Stimmung – basierend auf der Meinung, die katholische Kirche würde die Souveränität des neuen Staates beschränken“, stellte Šebek zu Beginn seines Vortrags fest. Dazu kam die bis Mitte des 19. Jahrhunderts reichende Symbiose zwischen Katholizismus und tschechischer Nation, auch wenn der Einfluss der katholischen Kirche wegen fehlender Antworten auf die

Herausforderungen Industrialisierung, Modernisierung und Urbanisierung abgenommen hatte. „Dem Anspruch, alle Menschen zu versammeln, wurde die Kirche nicht mehr gerecht. Ende des 19. Jahrhunderts galt sie als Stütze der Macht und Bremse des Fortschritts“, führte der Historiker aus. Der Erste Weltkrieg und sein Ende mit an der Heimatfront arbeitenden Frauen, der Rückkehr traumatisierter Männer und damit Gegenbildern zur traditionellen patriarchalischen Ordnung rief eine starke antikirchliche Tendenz in der Tschechoslowakei hervor und stärkte nicht-katholische Traditionen. „Der katholischen Kirche gelang es nicht, ihre Traditionen und Symbole an exponierter Stelle zu verankern“, beschrieb Šebek diese Phase. Ein Ereignis in diesem Kontext war dann am 3. November 1918 der Sturz der Mariensäule in Prag und die Zerstörung auch von Heiligenfiguren auf der Karlsbrücke. „Der tschechische Staat sah nun den Hussitismus als wichtige Traditionslinie, der die Projektion nationaler Ideen ermöglichte“, so der Vortragende. So kam es im Januar 1920 zur Gründung der an Jan Hus angelehnten tschechischen Nationalkirche durch einen Reformflügel des tschechischen Klerus. Die Katholische Kirche wollte mit neuem Personal (Kleriker aus einfachen Verhältnissen) und neuen pastoral-gesellschaftlichen Strategien in Böhmen und Mähren Fuß fassen, aber auch mit der Aktivität von Katholiken in den Volksparteien der zunehmenden Säkularisierung begegnen (z.B. Jan Šrámek in Mähren). Auch eine Mischung aus politischen und religiösen Veranstaltungen sollte dazu beitragen - Wallfahrten, Erinnerung an Wenzel bzw. Cyrill und Method usw. Im Jahr 1926 konnte die Garantie der Priestergehälter erwirkt, die Trennung von Kirche und Staat damit verhindert werden. Ein besonderes Ereignis war 1929 das Wenzel-Millennium, wo der Heilige Wenzel die tschechischen Katholiken und den tschechischen Nationalgedanken verband. Das trug auch zur Stärkung des Selbstbewusstseins der tschechischen katholischen Elite bei. Eine andere Ausgangslage konstatierte Šebek für die sudetendeutschen Katholiken, die zur nationalen Minderheit geworden waren. Er nannte die Bewegungen Staffelstein und Quickborn, die ein Leben nach Christi Vorbild favorisierten und katholische wie auch liberal orientierte Familien ansprachen. Es ging eher um spirituelle Erneuerung, die Grundinhalte des Glaubens und ein erfülltes religiöses Leben, nicht um Kooperation mit einer Partei.

Mit den Bezügen zwischen Ostbayern und der Tschechoslowakei nach 1918 beschäftigte sich zum Abschluss der Historiker Dr. Markus Schubert. Einleitend verwies er auf die nach dem Ersten Weltkrieg in grenznahen Gebieten aufkommende Angst vor einer „Annexion ostbayerischer Gebiete“ durch die Tschechoslowakei. „Das Ende der Habsburger Monarchie wurde vom Passauer Klerus als Gefahr wahrgenommen“, konkretisierte Schubert. Die Gründung der tschechischen Nationalkirche habe diese Einschätzung noch vertieft. Die „Bayerische Heimatbewegung“ sei als Kraft gegen diese vermutete Expansion aktiv geworden und habe auch – grenzüberschreitend - mit den Sudetendeutschen kooperiert. Erst zu Beginn der 1920er Jahre habe sich das Verhältnis dann normalisiert.

Markus Bauer